

experimenta

Herausgegeben von Prof. Dr. Mario Andreotti und Rüdiger Heins

12.2019

ZEIT DER ERWARTUNG



Inhalt

<i>Franziska Range</i>	∞	Titelbilder
<i>Rüdiger Heins</i>	3	Editorial
<i>Leonhard Ehlen</i>	4	Advent
<i>Phoebe - Katrin Bohland</i>	6	Weg
<i>Leonhard Ehlen</i>	8	Adventkranz
<i>Isobel Markus</i>	10	Lichterfahrt
<i>SAID</i>	15	Dein Haar
	16	Leser(innen)briefe
<i>Leonhard Ehlen</i>	19	Jericho
<i>Eva Maria Imboden</i>	20	Farra
<i>Seminar</i>	23	Ich schreib's mir von der Seele
<i>Marianne Künzle</i>	26	Reflexionen über das Schreiben
<i>Johann Seidl</i>	30	Silberfischchen
<i>Stephan König</i>	32	Lebennebel
<i>Wollsteins Cinemascope</i>	34	Die Sehnsucht der Schwestern Gusmão
<i>Seminar</i>	35	Worte aus der Stille
<i>Jens-Philipp Gründler</i>	38	Rittiner & Gomez im Gespräch
<i>Stephan König</i>	46	Bunt und grau
<i>Stephan König</i>	49	Park im Winter
<i>Angela Bauer</i>	54	Keine Angst vor Weihnachten
<i>Fernand Muller-Hornick</i>	60	Lamettzauber
	66	Impressum

Die **experimenta** finanziert sich ausschließlich durch Spendengelder. Das macht uns unabhängig von Werbung.

Seit fünfzehn Jahren ist es uns gelungen, unser Magazin auf diese Weise, mit einem geringen Budget, über die Runden zu bringen. Dennoch möchten wir Sie an dieser Stelle bitten, die **experimenta** durch Ihre Spende zu unterstützen. Bei mehr als 20.000 Abonnentinnen und Abonnenten kann uns schon ein Betrag von 1 bis 50 Euro oder mehr sehr hilfreich sein, um unsere redaktionelle Arbeit entspannter und effektiver zu gestalten.

Mit Ihrer Spende können wir Kosten für umfangreiche Recherchen finanzieren. Damit wir die nächsten fünfzehn Jahre weitermachen können, hoffen wir auf Sie mit Ihrer Solidaritätsspende.

Wir bedanken uns herzlich für Ihre Unterstützung!

Ihre **experimenta** Redaktion

Unabhängig durch Solidarität.

Netzwerk für alternative Medien- und Kulturarbeit e.V.

IBAN: DE57 5519 0000 0295 4600 18

BIC: MVBMD55XXX

Verwendungszweck: **experimenta**

Editorial

Liebe Leserinnen und Leser,

Waldbrände in Kalifornien, Buschfeuer in Australien. Unruhen in Bolivien, Chile und Honkong. Straßenblockaden in Katalonien und Protestdemonstrationen in Paris. Aufruhr im Irak, im Libanon und im Iran werden Menschen, die gegen das Mullah Regime demonstrieren auf offener Straße erschossen.

Die Welt brennt.

Soziale Spannungen entstehen auf dem Nährboden der Ungerechtigkeit. Ja, diese Welt, nein die Machthabenden dieser Welt, haben aufgrund ihrer menschenverachtenden Gier dazu beigetragen, dass Menschen nach jahrzehntelanger Unterdrückung auf die Straße gehen und endlich, endlich Gerechtigkeit fordern.

„Wir befinden uns am Vorabend einer Revolution in Europa“, hat Helmut Schmidt einmal in einem seiner letzten Interviews gesagt. Ich gehe noch einen Schritt weiter und behaupte: „Die Welt steht vor einer großen Revolution!“

Wir können als Spezies Homo Sapiens sapiens auf diesem Planeten nur noch weiter existieren, wenn eine Umverteilung der Ressourcen stattfindet. Teilen ist die einzige Möglichkeit eines globalen friedlichen Zusammenlebens.

Adventszeit, Zeit der Erwartung. Für viele Menschen in aller Welt ist diese Zeit auch eine Zeit der Hoffnung. Einer Hoffnung, die zu einem besseren Leben auf diesem Planeten beiträgt.



Rüdiger Heins

Leonhard Ehlen

advent

umeist liegt draußen
zweigbereift
zage schönheit
nebelweiß
morgenfrühe schweigeklausen

drinnen
am gedeckten tisch
frühstück und
kalenderlich
ankunft: kerzen vers geschichten



Rüdiger Heins
Himmerod, 2010



Phoebe - Katrin Bohland

Weg

Ich hätte Lust dich nie zu verlassen und
niemals zu spüren wie Leere mich frisst
wie mein Rückgrat zerbricht als sei es aus Glas
wenn ich winselnd bekenne Dir zu gehören

doch gelingt es mir nicht

Ich hätte Lust für immer von Dir zu gehen
hinaus in das feindliche Feld meiner Angst
gegen sie kämpfend den Wind in den Segeln mit
blutig gebissenen Lippen
Freiheit zu schmecken

doch der Sog der mich hält
ist stärker als das Ziehen ins Meer
und der Druck auf meinem Herzen
kleiner als der auf meinen Schultern
und meine Furcht ist größer als mein Mut

während ich schreibe
vergeht Zeit
und während ich esse rede und schlafe
vergeht Zeit
und Zeit vergeht
während ich verleve und im während
verharre

Ich hätte Lust Unendlichkeit zu fassen
in sie zu fließen dahin wo Wolken zu Türmen
und Festungen werden,
Gebäude
aus Träumen und Wünschen real sind
wo eine Berührung mich hebt in friedliche
Weiten
wo ich eins bin mit allem und alles
mit mir

doch es gelingt mir nicht

Ich hätte Lust auf Hände die halten und
Münder
die goldene Worte sprechen,
auf ein Leben ohne Zahlen
kein Verlust und kein Gewinn
Bilanzloses Glück

doch der Sog der mich hält
ist stärker als das Fliehen in die Fremde
und der Druck auf meinem Herzen
reicht nur für Sehnsucht
und meine Furcht ist größer als mein Mut

Während ich schreibe
tickt die Wanduhr in der Küche
während ich schreibe
vergeht Zeit
und Zeit
und Zeit vergeht
während ich
im während verharre

doch schreiben ist ein Wort für Weg
und Weg ist ein Wort für weiter

und weiter ist ein Wort für Zukunft

-
- ✖ **Phoebe - Katrin Bohland**, Jahrgang 1974, wohnt im Landkreis München. Erzieherin & Sozialpädagogin (FH) mit Schwerpunkt Theaterpädagogik und Zusatzausbildung zur Sprachberaterin für Kindertagesstätten. Seit Juni 2018 betreibt sie als @phoebe_nowisthetime auf Instagram die virtuelle Schreibwerkstatt mit dem Hashtag #phoebeslyrikbox, unter dem momentan rund 1900 Gedichte zu ihren Schreibaufgaben sichtbar sind. Im Poesiemuseum „Spix“ in München moderiert sie eine weitere Schreibwerkstatt mit wechselnden Themen. Lyrik ist ihr Wort für Weg. Und Weg ist ein Wort für weiter. Und weiter ist ein Wort für Zukunft.

Leonhard Ehlen

adventkranz

grünzeug, der natur entwunden
fängt alljährlich, drahtgebunden
auch bei uns, in tisches mitte
kranzvertraute sehnsuchtsblicke

gibt's in vielen varianten, wir
beharr'n auf wohlbekanntem
tannengrün mit roten kerzen ohne
schnickschnackschleifenherzen

nadelgrün auf grünem teller
kerzen vier auf goldnem fänger
kindheitsbild und freud' erhelle
im advent der ankunft schwelle



Rüdiger Heins
Himmerod, 2010



Isobel Markus

LICHTERFAHRT

Meine Großmutter ist 94 und pflegt in jedem Jahr eine Advents-Tradition. Am 2. Advent lädt sie eine Nachbarin und ihre Freundin zu einer Lichterfahrt über den weihnachtlich erleuchteten Kudamm ein, mit anschließendem Kaffeetrinken im KaDeWe. Schließlich muss man dort im Eingangsbereich den geschmückten Weihnachtsbaum für die alljährliche Weihnachtskarte fotografieren.

Für diese Fahrt bestellt sie seit Jahren das Taxi von Herrn Kappel.

„Nun ja“, sagt Großmutter. »Der feine Kerl fährt uns noch, obwohl er schon längst im Ruhestand ist. In all den Jahren haben wir uns vielleicht ein wenig angefreundet.“ Sie lächelt schelmisch.

Nachdem Großmutter langjährige Nachbarin Anfang des Jahres an einer Lungenentzündung verstorben ist, sollte die Lichterfahrt zunächst ausfallen. Bis Großmutter auf eine Idee kam: „Wir denken auf der Fahrt einfach an das arme Trudchen und stoßen auf sie an. So behalten wir sie in guter Erinnerung“, beschloss sie und bat diesmal mich in Trudchens Ermangelung mitzufahren: „Damit das kleine Fraulein Dirksen hinten nicht so allein sitzen muss.

Sei ein liebes Kind und tu mir diesen Gefallen.“

Großmutter kann man wenig abschlagen, also finde ich mich an besagtem Tag pünktlich um 17:00 Uhr in ihrer Wohnung ein.

Es herrscht bereits ausgelassene Stimmung. Fräulein Dirksen und auch Herr Kappel sind vor Ort und die Damen haben schon mal ein „Piccolöchen“ getrunken bevor es losgeht. Im Fahrstuhl werde ich instruiert, mich im Wagen hinter Herrn Kappel zu setzen. Das wäre üblicherweise Trudchens Platz gewesen. Also setze ich mich in Herrn Kappels altem Mercedes hinter ihn, meine Oma nimmt auf dem Beifahrersitz Platz und Fräulein Dirksen neben mir. Großmutter kramt umständlich in ihrer Handtasche und reicht Herrn Kappel eine CD mit Weihnachtssongs von Frank Sinatra, die er mit den Worten einlegt:

„Same procedure as last year, Miss Sophie“.

Meine Großmutter kichert wie ein kleines Mädchen. Es geht los.

Herr Kappel fährt von Moabit über den Ernst-Reuter Platz zum Kudamm und Fräulein Dirksen zeigt mir ihre neue Nagellackfarbe. „Perlmutter“, sagt sie, schaut auf ihre Nägel und bewegt die Finger hin und her. „Ich dachte, das schimmert schön auf der Lichterfahrt.“ Sie strahlt. „Das hätte der Schorsch auch schön gefunden“, sagt sie mit dem Blick aus dem Fenster.

Der Schorsch ist Fräulein Dirksens ehemaliger Verlobter. Nur Großmutter kennt das Geheimnis, warum er damals nicht über den Status des Verlobten hinauskam und Fräulein Dirksen somit bis ins hohe Alter zu einem Fräulein machte. Als ich einmal nachfragte, sagte Großmutter bloß: „Das weiß wer will“ und war schon wieder aus dem Zimmer heraus.

Kaum biegen wir auf den Kudamm ein, rufen die beiden Damen wiederholt: „Oh“ und „Ach, ist DAS herrlich. Schaut doch bloß.“

Großmutter kramt wieder in ihrer Tasche und schaut mal rechts, mal vorn aus dem Fenster, holt nebenbei eine weitere Flasche Piccolöchen heraus und dazu vier Sektgläser. Sie reicht uns zwei Gläser mit den Worten: „Ein Schlückchen für den Kreislauf“ und ruft:

„Ach, guckt doch mal hier. Guckt doch mal! Ist das nicht wunderbar?“

Von hinten murmele ich zustimmend. Fräulein Dirksen schaut auf ihre Fingernägel. Sinatra singt „For once in my life“.

Großmutter klemmt Herrn Kappel ein Sektklas in die Ablage: „Herr Kappel, sie dürfen ja noch nicht. Aber vielleicht etwas später.“

Dabei schaut sie spitzbübisch.

„Sehr gern später“, beteuert Herr Kappel. Er trägt eine blaue Mütze und aus seinen Ohren wachsen weiße Haare.

Ich sehe Lichter-Engel, Sterne und einen Schlitten. Die Damen vergleichen die Dekoration mit der im letzten Jahr.

„Viel schöner. Viel schöner als im letzten Jahr! Ach, das arme Trudchen, musste die miese Beleuchtung noch miterleben, bevor sie von uns gegangen ist.“

Beide nicken traurig, aber da reicht Großmutter eine Flasche nach hinten und Fräulein Dirksen schenkt sich ein. Sie trinkt ab, schenkt nach, vergisst mich dabei, ist darüber untröstlich, aber auf Großmutter ist Verlass. Sie holt eine zweite und eine dritte Flasche aus der Tasche.

„Ach“, sagt sie. „Meine Tasche ist wie die von Mary Poppins. Soviel, wie ich da herauszaubern kann, KÖNNT ihr gar nicht trinken.“

Sie lacht beschwingt. Herr Kappel lacht mit.

Fräulein Dirksen hält mir ihr leeres Glas hin und möchte noch einmal Nachschub. Ich wundere mich, wie schnell sie trinkt, aber schenke ihr brav nach. In Windeseile ist ihr Glas wieder geleert und langsam geht mir ein Licht über den besonderen Charme der jährlichen Lichterfahrt auf.

Schnell sind wir in Halensee und Herr Kappel fährt die Strecke zurück.

„Ach“, rufen die beiden Damen entzückt. „Und von dieser Seite erst.“



Ich überlege, worin der Unterschied liegen soll, aber ich sage nichts.
 „Nein, was sind die Leuchten hier intensiv“, ruft Fräulein Dirksen und hält ihre Perlmutternägeln etwas höher.
 Ich schaue sie an. Das sonst eher blasse Fräulein Dirksen hat Farbe bekommen, ihre Augen leuchten. Meine Großmutter ist sowieso mopsfidel. Grad singt sie laut „I get a kick out of you“. Sie trifft nicht mehr jeden Ton, aber das hört sie nicht mehr so genau. Herr Kappel macht dazu eine Art Dumdidum-Beatbox und Fräulein Dirksen schaut weiter auf ihre Fingernägel. Ich überlege, wie ich in dieses Auto geraten konnte und trinke inzwischen den Sekt direkt aus der Flasche. Großmutter sieht das, rügt mich und reicht eine weitere Flasche nach hinten.
 Bis wir vor dem KaDeWe aussteigen, habe ich Frank Sinatra mitgesungen, intensive Lichter gesehen, Schluckauf und voll einen im Tee. Aber so richtig. Ich habe den ganzen Tag nichts Richtiges gegessen. Die beiden anderen dagegen sind das blühende Leben.
 Sie steigen aus, haken sich unter und Großmutter nimmt Herrn Kappel das Versprechen ab, flugs den Wagen zu parken und nachzukommen. Ich lache unbändig, sodass meine Großmutter aufmerksam wird: „Kindchen, geht es Dir nicht gut? Du bist ja ganz rot im Gesicht.“ Großmutter sieht besorgt aus.
 Sie kramt in ihrer Tasche und ich bekomme Angst, dass sie mir schon wieder eine Flasche reichen will.
 „Nein, nein, schon gut“, wehre ich ab. Aber Großmutter zückt zum Glück nur ihr Portemonnaie, winkt ein anderes Taxi heran, hält mir die hintere Tür auf, drückt mir einen Schein in die Hand und sagt dem Fahrer resolut: „Bringen Sie das arme Kind schnell nach Hause.“
 Ich lache leider schon wieder. Sie rät mir, daheim sofort ein paar Backpflaumen zu essen und ein Bein aus dem Bett zu hängen.
 „Gegen den Schwindel“, sagt sie. Ich grinse bloß.
 Aus dem abfahrenden Taxi sehe ich Großmutter und Fräulein Dirksen winken. Vor den strahlenden Lichtern sehen sie aus wie zwei Filmstars aus der guten alten Zeit.

✖ **Isobel Markus** wurde in Celle geboren und studierte Anglistik und Bibliothekswissenschaft an der Humboldt-Universität Berlin. Sie ist freie Autorin und wirkte bei Kunst- und Fotografie-Projekten mit. Ihre Kurzgeschichten wurden in Literaturzeitschriften und Anthologien veröffentlicht. Ihr erster Roman wird von der AVA International Literaturagentur angeboten. Als freie Texterin ist sie für verschiedene Verlage und Agenturen tätig.



Fotograf: Dirk Skiba

Werbeanzeigen und Marketing-kooperationen im Kunst- und Literaturmagazin **experimenta**

Die experimenta ist ein renommiertes Radio- und Onlinemagazin, das über einen hohen Bekanntheitsgrad und eine große Reichweite verfügt.

Unsere Themenschwerpunkte variieren im Spannungsfeld künstlerischer, gesellschaftlicher und psychologischer Schwerpunkte. Besondere Akzente setzen wir in der literarischen Landschaft und über die entsprechend angepassten Illustrationen in der Bildenden Kunst und im Bereich der Fotografie.

Im Jahr 2019 ist es uns ein besonderes Anliegen, die literarischen Texte und die Illustrationen stark aufeinander zu beziehen, um im Kontext der monatlichen Auseinandersetzungen, den wir per Pressemitteilung ankündigen, einen interaktiven Raum in der Kunst zu gestalten.

Wir vernetzen die verschiedenen Stilrichtungen und sind bemüht neben bekannten Personen des öffentlichen Lebens auch unbekannte Autorinnen und Künstler vorzustellen, um eine Verknüpfung der

künstlerischen Landschaft zu verstärken, in der neue Impulse eine Entwicklung andeuten, die für Kunst- und Literaturinteressierte besonders von Bedeutung sind. In diesem Zusammenhang sind wir auf der Suche nach Partnern für Werbeanzeigen, die inhaltlich in die verschiedenen Rubriken der experimenta eingeflochten und auf Wunsch auch von uns entworfen werden können. Dieses Angebot richtet sich insbesondere an Verlage, Galerien und Museen, aber auch an Bildungseinrichtungen und Stiftungen jeder Art, die sich im gesellschaftlichen und künstlerischem Raum sowie dem Bereich der Lebensgestaltung engagieren.

Um Ihr Unternehmen in der experimenta zu bewerben, kontaktieren Sie uns bitte unter:

presse@experimenta.de

Weitere Informationen: 06721 - 921 060

Wir freuen uns auf die Zusammenarbeit mit Ihnen!

Herzliche Grüße

Ihre experimenta-Redaktion



Rüdiger Heins
Himmerod, 2010

SAID

dein haar

*dein haar hält still
 der wind regt sich
 und bringt uns eine sprache
 nach und nach beruhigt sie sich
 und findet deinen mund
 dann verschwinden die wörter
 auf eine fast ergebene art*

✖ SAID, geboren 1947 in Teheran, kam 1965 nach München. Letzte Veröffentlichung: vom wort zum haus, Gedichte, Rimbaud Verlag. 1said@gmx.net www.said.at



Leser(innen)briefe

„Arbeiten in der Stille“ heisst das Titelbild von Rüdiger Heins der letzten **experimenta**-Ausgabe und eröffnet herbstfarblich arpeggierend die teils sanfte, teils überwältigende Fotokunst von Heins. Heins' Bilder „Schaukasten / Worte aus der Stille“, „Nichts ist mehr so wie es einst war“, „... in den Nachrichten der Welt“, „Vielleicht du“, „einfach so“, „Spuren vergangen“, „manchmal das“ (ich zählte jetzt nicht alle Titel auf), erschüttern aus einer Tiefe heraus, Robert-Schumann-haftes Flackernd-Verdämmerndes findet sich in der Ruhe der Vergänglichkeit, Geschichte und Ruinen vereinen sich mit der Natur. Bewusstes Archaisieren wölbt sich vorsichtig in einer progressiven heidnischen Votivstruktur (um etwas paradoxal zu formulieren), orchestrierend in der Farbpolyphonie des Zerfalls, in einer geheimnisvollen Umarmung des Steins mit dem fallenden Laub. Bäume wetteifern mit dem zu Stein gewordenen menschlichen Untergang.

In Rüdiger Heins' Fotobildern findet sich der Atem verfallender Bauwerke mit der immer noch vorhandenen Seinslust des Herbstes, in der Erfindungskraft des Vorgegebenen, des Hierseins. Die Optik Heins' ist innovativ visionär innerhalb des Menschlich-Vergehenden und dem Al-fresco-Stil der Naturungezwungenheit.

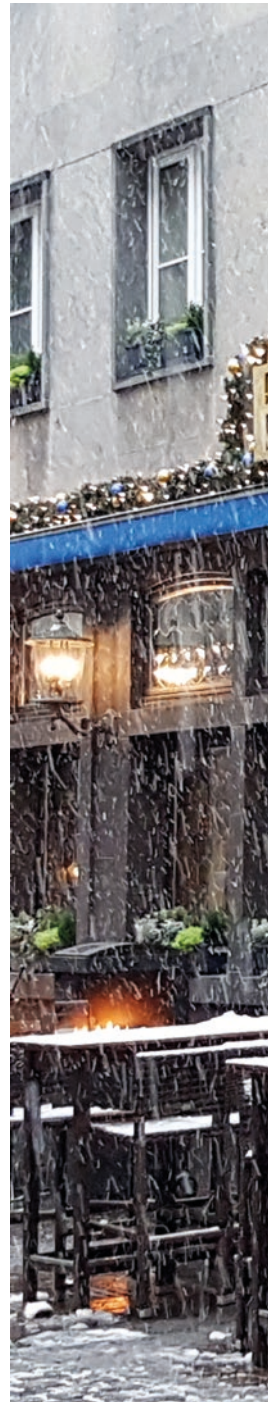
Manche Gedichte in dieser Zeitschrift sind in meinen Augen leider zu oft linkisch forciert intellektuell, sie *reden*, sie müssten Seedrachen, Wunderflosser, Tukane, Schwarzes Bilsenkraut sein, sich selbst darstellend im Korrelat mit Pulsaren, auf der Orbitalbahn der Träume, sie müssten *sein*. Un austauschbar.

Ein Bild von Rüdiger Heins heisst „Apokalypse in den Nachrichten der Welt und Laub fällt vom Baum“, und da erfährt der Betrachter selbst in der Verzweiflung so etwas wie Hoffnung – in der wunderschönen Vielfalt des Laubs. Vergänglichkeit endet nicht, sondern erfüllt sich in der Wandlung.

Paul Gisi, Rorschach, Schweiz

Jetzt hatte ich endlich einmal die Zeit wenn auch nur etwas genauer in Ihrer Zeitschrift zu blättern. Haben Sie vielen Dank: ich schätze diese Offenheit sehr – zumal man Sie, komischerweise, eher selten findet.

Jonathan Perry, St. Pölten





Franziska Range
Köln





Leonhard Ehlen

jericho

da draußen, auf den weihnachtsmärkten
 wo's jingle bellt, zu grogofferten
 die münze klingt, der humpen hüpf
 schikanewerk den platz umgibt
 und schlager weihnachtslieder boxen
 der esel krippt mit seinem ochsen

da läßt sich recht die ankunft feiern
 doch wessen nur... die ritzen leiern
 die platte hat nen sprungsprungsprung
 geschäftsidee – posaune, sung'
 hier packst du jericho beim stier
 all dies – erlöser – schenk ich dir

-
- ✗ **Leonhard Ehlen**, geb. 1947 in Aachen, handwerkliche Lehre, Abitur am Abendgymnasium, Studium der Human-Medizin in Bochum und Essen, Geburt zweier Söhne, Praxis für Allgemeinmedizin und Psychotherapie bis 2008 in Essen. Lebt jetzt bei Ratzeburg und schreibt seit den 70er Jahren Gedichte. Veröffentlichungen zum Beispiel im Kulturportal der Stiftung Herzogtum Lauenburg und in Anthologien. Teilnahme an Ausstellungen mit plastischen Arbeiten in Stein, Holz und Assemblagen.

Helga Zumstein

Eva Maria Imboden

FARRA*

Sie wollte nicht mehr hingehen. Nie mehr. Aber dann kam dieser Anruf. „Du musst kommen. Vater ist tot.“ Still ist sie gestanden. Neben dem Telefon. Und Heinz fragte: „Ist was?“ Erst da überfiel sie diese Traurigkeit. Die auch Heinz nicht fort umarmen konnte. So dass er aus der Wohnung ging. Und sie alleine liess.

Alleine fährt sie jetzt auch hin. „Ich kannte deinen Vater nicht. Und auch nicht dieses Dorf.“ Heinz schüttelt den Kopf. Sie nimmt einzig den kleinen Rucksack mit. Sie will nicht lange bleiben. Nur zur Beerdigung hinfahren. Und Ruth sehen. Vielleicht mit Martin reden.

Der kleine Bahnhof ist leer bei ihrer Ankunft. Kein richtiger Bahnhof, eine Haltestelle nur. Mit Halt auf Verlangen. Auf der Bergseite ein kleines Häuschen. Damit die Reisenden sich unterstellen können. Bei Wind und Regen. Aber jetzt schneit es. Und niemand sitzt im Innern. Sie weiss, dass Augen sie beobachten. Oben, am Berg, das Haus mit den roten Läden, da bewegt sich der Vorhang. Ruth, sie will sichergehen, dass sie ausgestiegen ist. Früher war es Mutter. Nie würde Ruth sie abholen. „Du weißt ja, wo wir zuhause sind.“

Ruth steht in der Küche. Leicht nach vorne gebeugt. Die Arme hängen links und rechts am Körper. „Bist du gut gereist?“ Sie nickt, will Ruth umarmen. Macht einen Schritt auf sie zu. Bleibt stehen. „Und du?“ Ruth fingert nach einem Taschentuch. Unter der Nase ist ihre Haut aufgerieben. „Um fünf Uhr müssen wir in der Kapelle sein.“ Ruth schnäuzt sich. „Ich will da nicht hin. Ich will nur Vater sehen.“ „Eben. Da liegt er.“ Ruth nickt. „En schöni Liich**“. Ihr Vater. „En schöni Liich“. Sie weiss nicht, was sie sich darunter vorstellen soll. „Ich räum dann mal meine Sachen ins Schlafzimmer. Ins kleine.“

Sie setzt sich aufs Bett und greift nach dem Heizkörper. Seit Vater im Altersheim lebte, heizte Ruth nur in der Küche, in der Stube und in ihrem Schlafzimmer. Sie lässt sich auf dem Bett zurücksinken. Eine staubige Lampe klammert sich wie ein Nest an die Decke. Dunkles Holztäfer. Dasselbe wie vor dreissig Jahren. Draussen scheint jemand die Treppe hochzukommen. Vor der Tür bleiben die Schritte kurz stehen, stampfende Geräusche, der Schnee. Dann wird die Tür aufgemacht. „Ist sie schon da?“ Ihre Zimmertür geht auf. Ein Kopf lugt herein. Gertrud, drüben vom Kehr, beugt sich zu ihr hin. „Vrene. Gut siehst du aus.“ Eine Hand tätschelt ihre Wange. „Ein bisschen dünn vielleicht.“ „Vrene.“ So nannte sie schon lange niemand mehr.

Sie steht auf und folgt Gertrud in die Küche. Wenige Worte wechseln hin und her. „Gehts?“ „Mhm“. „Jaja.“ „So ist das Leben.“

Abends kommt Martin. Bleich sieht er aus. Und alt. Wie alle Leute hier im Dorf. Er gibt ihr die Hand. Schaut ihr nur kurz in die Augen. „Dein Freund?“ Dein Freund, wie das klingt. Als wär' sie 16 und Heinz nur etwas, was wieder vorübergeht. „Heinz. Er heisst Heinz. Nein, er wollte nicht mit. Er kennt euch nicht. Und Vater kannte er auch nicht.“ Sie klingt, als müsste sie sich rechtfertigen. „Er wird ein andermal mitkommen.“ „Ein andermal.“ Ruth schenkt Kaffee nach. Aus der Thermoskanne. Martin nimmt sich drei Stück Zucker und rührt mit seinem Löffel geräuschvoll in der Tasse.

„Muss noch etwas geregelt werden?“ Martin hört auf mit Rühren. Was sie denn damit meine. Sie zuckt mit den Schultern. „Ob wir noch etwas besprechen müssen. Jetzt, wo Vater tot ist.“ Martins Löffel rührt wieder. Heftiger. „Er ist noch nicht einmal unter der Erde und schon willst du.“ Es ist wie immer. Martin schafft es, dass sie sich fehl am Platz vorkommt. Zwischen ihm und Ruth. Sie schluckt. „Ich meine nur. Falls ich noch etwas wissen müsste.“ Und schiebt nach „Ich reise morgen Nachmittag nach der Beerdigung wieder ab“. Martin nimmt den Löffel kurz in den Mund. Legt ihn dann neben die Tasse. „Hat Ruth?“ Diese schüttelt den Kopf. Es sei alles geregelt. Per Notar. Ruth bekomme das Haus. Und der Boden gehe zu gleichen Teilen an ihn und an sie. Martin wirft ihr einen kurzen Blick zu. Das habe so seine Richtigkeit.

Der Boden, zu gleichen Teilen. „Und was heisst das?“ Martin nimmt ein paar Blätter aus seiner Mappe. „Da, für dich.“ Er hat also damit gerechnet, dass sie danach fragen würde. Sie schaut auf die Liste. Martin bemüht sich, ihr zu erklären. „'Am Ried', das ist das Stück Boden beim Dorfeingang. Und ‚in der Wildi', ist oben auf der Alp. Dort wo die Hütte vom Xaver steht.“ „Xaver, ich kenne keinen Xaver.“ Martin fährt weiter. ‚Tschuggen', das sei ein Stück Boden drüben bei den Felsen. „Da wo wir früher heimlich geraucht haben.“ Sie lächelt. „Ja, an das mag ich mich erinnern.“ ‚Im Esch', da liege der Bauplatz, den eigentlich Hubert immer gerne gehabt hätte. Vaters Cousin. „Aha“. Martin wischt sich mit der Hand über die Augen. Vaters Tod hat ihn sehr mitgenommen. „Und ‚zum Bär'...“ Martin spricht bedächtig und im Singsang des Dorfes, „du weißt wohl nicht mehr, wo die Plätze alle liegen.“ Sie schüttelt den Kopf. „Ja, warst halt früh fort. E richtigi Farra.“ Röte schiesst ihr ins Gesicht.

Ruth stellt eine Schüssel mit Kartoffeln und einen Teller Käse auf den Tisch. „Nimm, du musst doch etwas essen.“ Sie selbst schiebt sich verstohlen etwas in den Mund. Dann wischt sie die Finger an den Hüften ab. Ihr Rock glänzt dort. Speckig. Wie bei Mutter. „Ich werde meinen Anteil wohl verkaufen.“ Martin lehnt sich zurück. „Das ist deine Sache.“ Er nimmt einen Schluck Kaffee. „Ich könnte das nicht. Den Boden der Eltern verkaufen.“ Er schüttelt den Kopf. Sie essen schweigend. Ihr Handy klingelt.

Abends im Bett ist ihr immer noch kalt. Martin ist längst gegangen. Sie hört Ruth im Nebenzimmer umherlaufen. Sie kann ihr Schniefen hören. Und wie sie sich schnäuzt. Ruth dort drüben. Sie hier.

„Deine Stimme klingt so anders.“ Das fand Heinz. Am Telefon. „Und du redest in deinem Dialekt. Irgendwie fremd.“ Dann atmete Heinz still ins Handy. Und sie murmelte „ich bin müde.“ Die „Farra“, die geht ihr nicht mehr aus dem Kopf. Und Heinz scheint ihr zu weit entfernt.

Nach dem Beerdigungsgottesdienst spielt auf dem Friedhof die Dorfmusik „Alter Kamerad“. Sie zittert vor Kälte und irgendeine Hand legt sich auf ihren Rücken. Jemand umarmt sie. Und dann noch einmal jemand. Und noch einmal. Es scheint nicht mehr aufzuhören. Kalte Gesichter, Knoblauchatem, Haarlack, raue Hände, 8x4 Deo, Polysterschäle, scharfer Schweissgeruch, Weihrauch, viel Weihrauch, die fünf Wunden, klickende Rosenkranzperlen. Das schwarze Schaf ist für einen Moment lang zuhause. Mitten in der Herde.

Nach dem Essen im Restaurant muss sie an die frische Luft. Sie drückt sich an die Mauer, in die Gasse. Fingert in ihrer Tasche nach den Cigarillos. Für besondere Anlässe. Das Feuerzeug will nicht Funken schlagen. Sie stellt sich in die Ecke, windgeschützt. Pafft ruhig vor sich hin. In eineinhalb Stunden fährt ihr Zug. Der Pfarrer findet sie. „Ich wollte nicht gehen, ohne mich bei dir zu verabschieden.“ Er duzt sie. Ganz selbstverständlich. Sie ist ja eine von hier. „Bleibst du noch?“ Sie schüttelt den Kopf. „Nein. Morgen arbeite ich wieder.“ Er schaut auf seine Uhr. „Ja dann. Alles Gute. Da in der Fremde.“

Ihr Blick streift übers Tal. Schwarze Schatten flattern über den Schnee. Die Krähen fliegen tief. Ihr Krächzen ist weit übers Feld zu hören. Sachte fängt es wieder an zu schneien. Einen Augenblick will sie noch bleiben. Hier in der Fremde.

*Farra:	ein Wort aus dem Walliser Dialekt. Maikäfer, Ziege (herumschweifende), Frau (herumschweifende); ... schi ischt ä Farra: sie ist untreu.
**En schöni Liich:	Ausdruck im Walliser Dialekt für jemandem, der im Tod friedlich, entspannt, lieblich aussieht.

✗ **Eva Maria Imboden**, 1961 in Bern geboren, lebte 52 Jahre im Wallis. Supervisorin, Coach, Ausbilderin in Bern. Veröffentlichungen in Anthologien, Zeitungen und Zeitschriften. Publikumsiegerin Schreibwettbewerb der NZZ am Sonntag 2009; Treibhaus Literaturpreis 2013; Text des Monats Literaturhaus Zürich 2013; WAdS-Anerkennungspreis 2019.

Ich schreib's mir von der Seele

Ein Seminar in Bingen am Rhein vom 25. bis 26. Januar 2020

Wir haben viel zu erzählen. Oftmals sind es Geschichten, die andere Menschen bewegen. Leider bleibt es häufig nur beim gesprochenen Wort und viele Geschichten, die gehört werden wollen, gehen verloren. Im Seminar „Ich schreib's mir von der Seele“ erfahren die Seminarteilnehmer(innen) mehr darüber, wie sie ihre Erlebnisse und die damit verbundenen Empfindungen zu Papier bringen können. Dem Seminar liegen Inhalte zu Grunde, die Erlebtes in literarische Texte verwandeln können. Mit Modulen aus dem Kreativen Schreiben werden Texte entwickelt, die durchaus zu einer literarischen Qualität führen können.

Der Seminarleiter Rüdiger Heins ist Herausgeber der experimenta (Magazin für Literatur, Kunst und Gesellschaft). Außerdem unterrichtet er als Dozent am INKAS Institut für Kreatives Schreiben. Weitere Informationen zum Dozenten: www.ruedigerheins.de und auf Wikipedia.

Das Seminar ist auf sechs Teilnehmer(innen) begrenzt.

Seminargebühr incl. Verpflegung: 120 €

Unterkunft auf Anfrage.

Weitere Informationen und Anmeldung:
info@inkas-id.de

Telefon: 06721 – 921060

Website: www.inkas-institut.de





Helga Zumstein
Jingle Bells



Anzeige

DAS GEDICHT

»Der Wert eines Gedichts ist unschätzbar und lässt sich nicht in Zahlen ausdrücken. Gerade in einer Zeit, in der Geld vielen Menschen alles bedeutet, ist das Verfassen und Verbreiten von Poesie die vielleicht elementarste Form des friedlichen Protests gegen die totale Ökonomisierung unserer menschlichen Existenz.« Anton G. Leitner, Herausgeber

Bitte unterstützen Sie unsere Arbeit rund um die Lyrik mit einem Abo unserer Zeitschrift **DAS GEDICHT**. Alle Infos unter www.dasgedicht.de und www.dasgedichtblog.de



**Poesie rettet den Tag –
Lesen rettet die Poesie.**

Marianne Künzle

Reflexionen über das Schreiben

In ihrem Debütroman «Uns Menschen in den Weg gestreut» (Zytglogge Verlag 2017) widmet sich Marianne Künzle den bedeutsamen Jahren eines der bekanntesten Schweizer, des legendären Kräuterpfarrers und Wegbereiters der modernen Pflanzenheilkunde, Johann Künzle (1857–1945). Die Autorin zeichnet ein vielschichtiges Bild eines umtriebigen Mannes, der politischen Debatte, die sein Schaffen ausgelöst hat, und einer bewegten Epoche. (Mehr zum Buch: www.mariannekuenzle.ch)

Hier gibt die Autorin in vier kurzen Texten Einblick in die Entstehungszeit des Romans, sie schreibt über den Balanceakt zwischen Fakt und Fiktion, erzählt, was sie nach der Publikation des Buches erlebt hat, oder stellt fest, dass sich intensives Auseinandersetzen mit einer Thematik auch im Alltag niederschlagen kann.

Im besten Fall macht Stoff besoffen

Einen Roman schreibt nur, wen die Muse küsst? Mir gefällt das Bild vom zündenden Funken besser. Den braucht es, um das Feuer zu entfachen, die Hitze. Viel Hitze umnebelt den Geist. Man verfällt in eine Art Trance. Auch die Trance braucht es. Ohne sie gibt es kein Durchhalten. Sie trägt. Sie ist wie Treibstoff. Im besten Fall macht der Stoff, aus dem man Geschichten baut, besoffen.

Während der Arbeit an «Uns Menschen in den Weg gestreut» hat mir ein solcher Gemütszustand geholfen, die unsichtbaren Schranken niederzureissen, die meine unmittelbar erlebte Realität von der Fiktion trennen («Uns Menschen in den Weg gestreut» spielt in den Jahren 1909 bis 1922 und ja, auch wenn der Roman über Kräuterpfarrer Künzle auf wichtigen biografischen Eckdaten aufbaut, war das Fiktionale beim Schreiben immer vorrangig). Ich habe es mir zum Sport gemacht, die Gegenwart auszublenden und die Welt zu sehen, wie sie vor hundert Jahren war: Überbauungen und Bürokomplexe wegzappen, Autobahnen aus Landschaften schnippen, Flugzeuge vom Himmel pflücken. Verlotternde Ställe riechen wieder nach Tier. Den Staub der Landstrasse schmeckt man auf der Zunge. Mit gespitzten Ohren sammle ich Geräusche. Höre das stossende Schnauben des Viehs, wenn Künzle nicht nur unzähligen Menschen aus dem In- und Ausland mit Ratschlägen und einfachen Rezepten hilft, sondern sich ins Stroh kniet und ein krankes Kalb pflegt. Glaube im Schlurfen schwer gewordener Schritte das Seufzen über den letzten Kilometer zu hören, diese Schnurgerade entlang der Pappeln in der Ebene, ein nicht enden wollender Kilometer – die Heilpflanzenexkursion hat ausser den rüstigen Pfarrer sämtliche Teilnehmenden sichtlich mitgenommen. Naturgeräusche, Tiergeräusche, auch Kirchengerausche. Damit lässt sich ein Text

ausstaffieren. Wie klang ein Dorf um 1900? Oder: wie hören sich die Figuren einer Geschichte an?

Die Fiktiven können sture Esel sein

Um sie glaubhaft in Aktion treten zu lassen, möchte ich «meine» Romanfiguren nicht nur vor dem inneren Auge sehen, ich möchte sie auch hören. Wie sie sprechen oder lachen oder husten. Wenn die Dame sich erhebt, wie ihr Kleid die Tischkante streift und ein weiches Schleifen verursacht. Wenn der Junge für den Kräuterpfarrer gegen Sackgeld Wurzeln ausgräbt, wie er die Nase hochzieht. Rotzig, schmutzig. Auch Wurzelgraben ist kein gänzlich stiller Vorgang. Erde, die der Junge aufhäuft, kommt aus dem Dunkeln. Sie fällt dumpf auf die sonnenwarme Wiese. Hell kratzen seine Fingernägel über Steinchen, schaben die Pfahlwurzel frei. Des Buben Atem tönt flach.

Ich muss den Figuren über die Schulter schauen, ihnen wie ein Schatten folgen können, wenn sie das tun, was ich mir ausdenke, dass sie es tun sollten. Während ich «meine» Figuren grösstenteils formen kann, verhält es sich mit einer historischen Figur anders. So erlebt mit Johann Künzle, dem bekannten, beliebten und beargwöhnten Pfarrer und Naturheiler. Quellen trichterten mir ein, wer er gewesen sein dürfte. Zeitzeugenberichte verherrlichten. Hundertjährige Zeitungsartikel warfen Fragen auf. Noch lebende Augenzeugen erzählten Anekdoten. Wer war er nun gewesen? Zwischen den Zeilen seiner eigenen Publikationen zwinkerte er mir zwischendurch zu, mir schien, ihn jetzt erfassen zu können, seinen Humor, seine Wertvorstellungen – er irritierte mitunter auch mit Aussagen, die ich ihn nicht hatte aussprechen hören wollen. War er so oder so oder doch ganz anders? Eine historische Figur setzt Leitplanken.

Aber: auch die Fiktiven haben ihre Mätzchen. Mal angenommen, es ist so weit und ich verfüge über das Personal, um schreiben zu können. Man legt los. Lässt sie in einem Kapitel auftreten. In einem Zimmer, zum Beispiel. Sie tritt ein. Sie steht im Zimmer. Er ist im Zimmer. Und nun? Wie weiter? Manchmal können die Fiktiven sture Esel sein! Bleiben bockig an Ort und Stelle stehen, versteinern, verstummen und halten den Atem an, wollen nicht aussprechen, was ich sie sagen lassen möchte. Setzen keinen Fuss vor den anderen.

Ich dachte, ich kenne sie, verfüge über gut durchdachtes Personal. Nicht immer. In solchen Momenten heisst es: zurück auf Feld eins! Unerlässlich ist dann selbstkritisches Hinterfragen: Was wollte ich ursprünglich mit diesem Kapitel?

Und dann steht sie vor mir

Neulich an einer Lesung. Plötzlich ist er da, der Moment, an dem ich mit meinem Romanhelden konfrontiert werde, der primär jemand ist, der eigentlich gelebt hat. Der war. Dem vor allem viele begegnet sind – im Gegensatz zu mir (er starb 1945, ich wurde 1973 geboren).

Abgemüht habe ich mich, ihm Wesenszüge zu verleihen, die er auch gehabt haben könnte. Aber: vielleicht ist mir dennoch eine unverwechselbare Eigenschaft entgangen, an die sich alle erinnern, die sich an ihn erinnern?

Nun denn. Hier steht sie vor mir. Die alte Frau. Sie mustert mich über den Brillenrand. Beginnt zu erzählen. Ihre Mutter habe seine Hemden gebügelt. Sie war damals zehn. Sie und andere Kinder vom Dorf haben sich mit dem greisen Kräuterpfarrer unter die Wittertanne gesetzt. Seinen Geschichten gelauscht von Kräuterwanderungen und den Kindern, die mit waren, die Kräuter sammelten und dabei ein gutes Sackgeld verdienten.

Sie schweigt. Sieht ihn wohl vor sich. Lieb sei er gewesen, fährt sie fort. Nach der Prozession, mit den hübschen weissen Kleidern, die sie tragen durften, hat er ihnen eine Bratwurst geschenkt und einen Apfel. Ganz selten hielt er noch Messe. Wenn, dann habe er fast nur gepredigt. Über Gesundheit und Heilpflanzen und plötzlich war fertig. Er schickte sie alle heim, er sei nun müde, er habe viel geredet. Und manchmal, sie lacht verschmitzt, hat er gesagt: Dreck fressen ist gesünder als Ovomaltine!

Mein Romanheld und der Echte scheinen gewisse Ähnlichkeiten zu haben, stelle ich erleichtert fest.

Ein Buch schreiben ist ein Buch schreiben?

Eine Krimiautorin ertappt sich unter Umständen, wie sie dem Briefträger eine Psychose unterschiebt oder eine Dreiecksbeziehung wittert, wo niemand auch nur darüber nachdenkt, dass hier etwas im Tun sein könnte. Die Autorin eines Romans über Altersdepression wird wahrscheinlich Vergleiche zwischen einem schwermütig gewordenen Bekannten und der Protagonistin im Buch ziehen, die den Umgang mit der Krankheit erlernt. Den Verfasser einer Geschichte über die Zivilluftfahrt dürfte Flugzeuglärm unausweichlich in die Zwangslage versetzen, so lange in den Himmel zu starren, bis er den Flugzeugtyp bestimmen kann.

Etwas, das sich nie eingeschlichen hätte, hätte man ein Buch nicht geschrieben,

bleibt womöglich an vielen Autorinnen und Autoren hängen. Zumindest mir ist das passiert. Dank der Arbeit am Buch schloss ich eine neue Freundschaft, oder, etwas weniger pathetisch ausgedrückt: Die Arbeit am Buch hat meinen Alltag mit einem nicht mehr wegzudenkenden Utensil bereichert.

Als modernen Mensch, der seinen Alltag meist sitzend verbringt, plagen mich nicht etwa Rückenschmerzen oder die verspannte Schulterpartie. Es sind die Beine, die zu schmerzenden Betonpflöcken mutieren und mir einen Arbeitstag vermiesen können. Zu kaufen gibt es gegen Venenleiden Gels, Dragées, Öle, Tabletten. Sie haben ihren Preis und ihre Wirkung ist bislang sehr kurzfristig. Dennoch kaufen?

Der Romanheld in «Uns Menschen in den Weg gestreut» ist ein ausgewiesener Heilpflanzenspezialist. In seinen Schriften, die ich während den Recherchen zum Buch studiert habe, legt er mir zuallererst etwas anderes nahe – er schickt mich raus in den Wald! Dorthin, wo der Farn wächst, eine aus der Mode geratene Heilpflanze.

Gesagt, getan. Farnblätter, in den Schuhen getragen, lassen mich an einem langen Tag im Büro die Beine vergessen. Sie fühlen sich über Stunden leicht an.

Auch wenn nicht jeder Spaziergang zum Farn führt, manchmal stellt sich der gewisse Pflanzenblick dann doch ein und plötzlich, mir mitten in den Weg gestreut: Farn, soweit das Auge reicht!

Ein Buch schreiben ist ein Buch schreiben und ein kleines Bisschen mehr.

✖ **Marianne Künzle**, geboren 1973 in Bern. Langjährige Tätigkeit als Buchhändlerin und als Kampagnenleiterin bei Greenpeace für eine ökologische Landwirtschaft. Lehrgang «Literarisches Schreiben» in Zürich. Seit 2015 Autorin und Teilzeitanstellung bei der Schweizerischen Flüchtlingshilfe. Sie lebt in Birgisch in den Walliser Alpen. Trägerin des Oberwalliser Literaturpreises 2019.



Helga Zumstein
Im Herzen der Alpen

Die **experimenta** veröffentlicht seit Dezember 2011 die Rubrik „Trilogie der Lyrik“.

Hier erschienen bisher Texte von Maja Rinderer (Austria), Marcela Ximena Vásquez Alarcón (Chile), Rafael Ayala Paéz (Kolumbien), Ingrid Sachse, Cuti (Brasilien), Johannes Kühn, Charles Bukowski (USA), Gioconda Belli (Nicaragua), Arnfrid Astel, Bertram Kottmann /Emily Dickinson (USA), Sören Heim, Ernesto Cardenal (Nicaragua) Rüdiger Heins, Xu Pei (China), Şafak-Sarıççek (Türkei), Anne Waldmann (USA), Jens-Philipp Gründler, Gudrun Holtmanns, Thorsten Trelenberg, Urs Ars, SAID (Teheran) und aktuell Johann Seidl.

Im Januar wird der Berliner Lyriker Vinzenz Fengler die Trilogie fortsetzen.

Johann Seidl

Silberfischchen

Rattenfee:

Uiii... jetzt düsen die Silberfischchen schon bei Licht über'n Schreibtisch.

Banklsänger:

Poetenpack, lichtscheues!

*Lauernd im beständigen Strom aus Befindlichkeit
genährt von Grind und Haut im Netz der Tastatur.*

Detritus vom Menschsein, haschen bei Kaffee und Wein.

*QWERTZ der Millionen als Baustoff
nachtseitiger Phrasen und Visionen.*

*Lyrik, Rattenfee,
ist das Exoskelett weicher Lebenskerne!*

✖ **Johann Seidl** hat sich in seiner Geburtsstadt Amberg i. d. Opf. schon früh als Liedermacher und Lyriker einen Namen gemacht. Er malt, fotografiert und schreibt Kurzgeschichten. Der Autor kocht gerne und ist passionierter Gärtner mit einem gut besuchten Garten/Food-Blog. Er arbeitet derzeit als Öffentlichkeitsbeauftragter einer Forschungseinrichtung.

Stephan König

Lebennebel

Wenn die Lieder leiser,
Menschen selten werden,
die Wege ungeteert
im Gras verlaufen,
von deinem müden Schritt durchzogen.

Wenn sich ein letztes Mal
dein Weg dann teilt,
als ob er dir die Wahl noch gäbe,
dann schliesse deine schweren Augen
für das letzte Stück.
Im dichten Nebel gibt es kein Zurück.

Helga Zumstein
Ziemlich beste Freunde





H. M. idem '19

Wollsteins Cinemascope

Die Sehnsucht der Schwestern Gusmão

Kinostart: 26. Dezember 2019

Das von einem Roman von Martha Batalha inspirierte brasilianische Melodram gewann Preise in Cannes und München und ist für den Auslands-Oscar nominiert. Der Regisseur Karim Anouz schildert das Leben von Frauen in einer patriarchalischen Gesellschaft seit den 50er Jahren. Ungeschminkt realistisch zeigt er Situationen, über die sonst gern ein Schleier der Diskretion oder des Anstands geworfen wird. Doch der Film, zweieinhalb Stunden lang, ist kein düsteres Sozialdrama, sondern voller Musik, Gefühl und dem lebensfrohen Flair von Rio de Janeiro.

Die Schwestern Guida (Julia Stockler) und Euridice (Carol Duarte) sind zugleich beste Freundinnen und unzertrennlich. Doch schon in einer Eingangssequenz, die sie als junge Mädchen zeigt, deutet sich ihr Schicksal an. Bei einem Spaziergang im Wald werden sie von einem Gewitter überrascht und verlieren sich auf dem Heimweg aus den Augen.

Dann sind Beide an der Schwelle zum Erwachsenen-sein, träumen und planen ihr Leben. Die impulsive, die Freiheit suchende Guida glaubt, einen griechischen Seemann zu lieben und brennt mit ihm durch. Euridice spielt für ihr Leben gern Klavier und will sich für eine Ausbildung in Wien bewerben. Doch als Guida verschwunden ist, muss sie sich dem Willen ihres Vaters Manoel (Antonio Fonseca) beugen und heiraten. Ihre Mutter Ana (Flavia Gusmão) ist fürsorglich, aber in allem nur der Schatten des Vaters. Euridice gibt ihren Plan, nach

Wien zu gehen, nie auf, aber erst einmal muss sie die Rolle als Ehefrau an der Seite ihres ungeliebten, zudringlichen und einfältigen Mannes Antenor (Gregorio Duvivier) spielen. Immerhin lernt sie, ihn zu manipulieren. Wie gerne würde sie sich über all das mit ihrer Schwester austauschen!

Diese hat inzwischen eingesehen, dass es ein riesiger Fehler war, mit dem Seemann nach Griechenland zu gehen. Verlassen und schwanger kehrt sie zum Elternhaus zurück, doch der Vater verstößt sie und macht ihr weis, dass ihre Schwester in Wien sei und keinen Kontakt mit ihr wolle. Euridice muss ihr Kind alleine bekommen und mühsam ums Überleben kämpfen. Schließlich bekommt sie Unterstützung von ihrer lebensklugen Nachbarin Filomena (Barbara Santos), einer ehemaligen Prostituierten.

So wohnen die beiden Schwestern in der selben Stadt, ohne voneinander zu wissen. Euridice glaubt, dass Guida in Griechenland lebt und sie vergessen hat. Jede versucht, die andere ausfindig zu machen, doch sie scheitern an der Lüge des Vaters und der Unterwürfigkeit der Mutter, die die Briefe ihrer Töchter an die verlorene Schwester nicht weiterleitet. Diese Briefe handeln von großer Verbundenheit und Sehnsucht. Zugleich dienen die Briefe der Reflexion über die jeweiligen Lebensumstände, sie ersetzen ein Tagebuch.

Auch Euridice bekommt ungewollt ein Kind, eine Tochter, und dann noch einen Sohn. Zur Freude ihres Vaters. Wien bleibt ein Traum.

Ein paar Mal kommt es zu zufälligen Beinahe-Begegnungen der Schwestern, doch dabei bleibt es bis zum bitter-süßen Ende der Geschichte, ein halbes Jahrhundert später, für das man unbedingt ein Taschentuch bereit halten sollte.

Was den Film so faszinierend macht, ist die Differenziertheit und Entwicklung der Charaktere, der gesellschaftliche und psychologische Realismus und natürlich die großartigen Leistungen der Schauspielerinnen und des ganzen Teams.



Worte aus der Stille

Ein Schreibseminar auf dem Disibodenberg mit Rüdiger Heins

15. bis 17. Mai und 18. bis 20. September 2020

Im Seminar „Worte aus der Stille“, das in der malerischen Kulisse des Klosters stattfinden wird, begeben sich die Seminarteilnehmer(innen) schreibend mit den Techniken des Kreativen Schreibens auf eine Spurensuche nach dem eigenen Schreibstil und dem Klang der Sprache. Ein weiteres Modul des Seminars sind Entspannungs- und Meditationstechniken, die den kreativen Schreibprozess begleiten.

Der Disibodenberg ist ein heiliger Kraftplatz, der bereits von den Kelten als Kultstätte genutzt wurde. Um 640 kam der irische Mönch Disibod, der von dort aus das Christentum in der Nahregion verbreitete.

An diesem Ort hat Hildegard von Bingen ihre „Scivias“ empfangen und sich als Visionärin zu erkennen gegeben. Sie ist die erste deutsche Dichterin.

Der Dozent Rüdiger Heins über Hildegard von Bingen: „Mit der Heiligen Hildegard verbindet mich eine tiefe Spiritualität, die mich zeitlebens begleitet hat. Einige Jahre wurde ich von Schwester Caecilia Bonn, eine Benediktinerin der Abtei St. Hildegard, in Leben und Werk der Hildegard eingeführt.“

Rüdiger Heins ist freier Schriftsteller, Mitherausgeber der experimenta und Dozent für Kreatives Schreiben. Sein Theaterstück „Vision der Liebe“ – Hildegard von Bingen wurde in Theatern, Kirchen und Klöstern aufgeführt.

Mehr Informationen zu Rüdiger Heins finden Sie auf der Website: www.ruedigerheins.de und auf Wikipedia.

Seminartermine: 15. bis 17. Mai 2020 und 18. bis 20. September 2020.

Die Termine sind frei wählbar. Es können auch beide Seminare besucht werden. Die Teilnahme erfolgt über den Eingang der Anmeldung.

Seminarzeiten: Freitags von 17:00 Uhr bis 20:00 Uhr, samstags von 10:00 bis 18:00 Uhr und sonntags von 10:00 bis 13:00 Uhr. Die Pausen werden im Seminar bekannt gegeben.

Übernachtungen auf Anfrage

Anmeldung und weitere Informationen:

Telefon: 06721 – 921060

E-Mail: info@inkas-institut.de

Website des Instituts: www.inkas-institut.de





Rittiner & Gomez
Kitsune, 20 x 30 cm



Rittiner & Gomez
Kitsune, 20 x 30 cm

„Die Zeichnung ist immer auch Fragezeichen und Widerspruch“

Rittiner & Gomez

im Gespräch mit der **experimenta**

experimenta:

Lieber Herr Rittiner, da Sie die Dezember-Ausgabe der **experimenta** illustrieren, würde ich Ihnen gerne einige Fragen stellen. In Bezug auf Ihre Kunst bemerken Sie, sie sei so etwas „wie ein Seismograph, der unsere Wege und Befindlichkeiten aufzeichnet, ohne Anspruch auf Präzision oder Vollständigkeit“. Könnten Sie diesen Satz kurz erläutern?

Rittiner & Gomez:

In dem Skizzenblock, der uns mehr oder weniger immer begleitet, zeichnen wir auf, was uns gerade unter die Augen kommt. Selten gehen wir extra an einen Ort, nur um etwas festzuhalten. Dabei zeichnen wir nie alles, was wir sehen, wir lassen Sachen weg oder fügen Dinge zusammen, die uns gerade passend erscheinen. Zugleich sind sie mehr als das, was sie darstellen. Der Strich und die Art und Weise, wie wir die Skizze gestalten, zeigt mehr auf als nur das was wir festhalten wollen. Es ist auch einer ständigen Veränderung ausgesetzt.

experimenta:

Ihr Werk ist geprägt von alltäglichen Szenen, die in einer klaren Formensprache wiedergegeben werden. Welche Rolle spielt Ihre Umgebung, sowohl die soziale als auch die natürliche, für Ihre Bilder?

Rittiner & Gomez:

Gomez hilft Rittiner dabei, dass er doch aus seinem engen Umfeld herausfindet. Was aber nicht immer gelingt.

experimenta:

Ihr Atelier befindet sich in Einigen, Teil der Gemeinde Spiez, am Thuner See. Könnte man sagen, dass diese beeindruckende Landschaft Hauptinspiration für Ihre Arbeiten ist?

Rittiner & Gomez:

Obwohl sie es nicht ist, ist es unvermeidlich, dass sie Einfluss auf unsere Arbeit nimmt. Trotzdem, die Landschaft ist vor allem der Ort wo Rittiner seine Freizeit verbringt und nicht als Teil von Rittiner & Gomez unterwegs ist.

experimenta:

Sie betreiben das „Logbuch“ der virtuellen Insel „Isla Volante“. Was hat es mit diesem Projekt auf sich? Und wie lange gibt es die „Isla Volante“ bereits?



Rittiner & Gomez
Kitsune, 20 x 30 cm

Rittiner & Gomez:

Die Isla Volante betreiben wir seit 2001. Sie ist ein Ort, der uns schon als Jugendliche immer begleitete. Am Anfang war er noch namenlos. Ein Ort, wo wir unsere Träume verwirklichen können. Eine Utopie von einer gewaltfreien Welt, in der die Menschen nicht nur die Technik weiterentwickeln, sondern auch als Mensch weiter kommen. Den perfekten Menschen streben wir aber nicht an.

Wie der Name Volante es schon sagt, ist die Insel in einem ständigen Wandel. Anfang 2019 haben wir den ganzen Inhalt gelöscht und neu begonnen. Wir sind selbst gespannt wie die Geschichte der Insel weiter geht.

experimenta:

In Ihrer in Simplon-Dorf verbrachten Jugend entwickelten Sie „eine erzählerische Distanz“, mit der Sie die Welt zu betrachten begannen. Ist die auf der „Isla Volante“ auftretende Figur Joven eine Reflexion Ihres jugendlichen Ichs?



Rittiner & Gomez:

So ist es, aber wir sind immer noch nicht sicher, wie die Figur genau auf die Insel passt. Die Figur macht sich ab und zu auch selbstständig. Zudem sind wir nicht sicher, welche Geschichten auf die Insel passen und welche nicht. Der Junge aus Simplon-Dorf war ja auf der sozialen Ebene kein Leuchtturm.

experimenta:

Ein weiterer Satz von Ihnen lautet wie folgt: „Die Zeichnung ist immer auch Fragezeichen und Widerspruch.“ Würden Sie sagen, dass Ihre Zeichnungen und Gemälde eine politische Dimension aufweisen?

Rittiner & Gomez:

Ja. Wie oder was wir darstellen, zeigt unsere Haltung. Ob wir wollen oder nicht. Zudem veränderte der Blick auf die Welt auch unser Denken. So kann ein Objekt durch einen Standortwechsel etwas ganz anders darstellen und aussagen.



Rittiner & Gomez
Kitsune, 20 x 30 cm

experimenta:

Im November findet, zusammen mit David Ciana, eine Ausstellung Ihrer Werke im Alten Werkhof Brig statt. Hier werden auch Ölgemälde gezeigt. Welche Techniken bevorzugen Sie?

Rittiner & Gomez:

Wir lieben die Malerei mit Öl auf Leinwand und dass wir Bilder über längere Zeit erarbeiten und verändern können. Für die Isla Volante wäre Ölfarbe nicht geeignet, da bevorzugen wir das Skizzenhafte und das Flüchtige der Zeichnung und des Aquarells. Unterwegs sind wir nur mit Papier und Kugelschreiber ausgerüstet. Bei allen drei Techniken beschränken wir uns auf ein Minimum an Utensilien. Zum Skizzieren verwenden wir einen Kugelschreiber, vier Farben zum Aquarellieren und sechs Farben für die Ölmalerei.

experimenta:

Sie bezeichnen sich als „Bildermacher, Maler und Zeichner“, kommt es auch vor, dass Sie Texte für Ihre Bilder verfassen, oder arbeiten Sie dafür zumeist mit anderen Künstlern zusammen?

Rittiner & Gomez:

Die Texte der Isla Volante schreiben wir zum größten Teil selber. Seit 2001 gab es aber auch neun Mitautorinnen und Mitschreiber, die uns zeichnerisch auch herausfordern.

experimenta:

Es mag manchmal scheinen, als haben die Menschen keinen Bezug mehr zueinander, während ihre Beziehungen untereinander zerfasern. Inwiefern beschäftigt Sie das Zwischenmenschliche? Und: wie würden Sie die Menschlichkeit in der Gegenwart beschreiben?

Rittiner & Gomez:

Das ist das Thema, an dem wir als Mensch und als Bildermacher arbeiten. Eine Arbeit, die uns immer begleiten wird. Selber erleben wir viel Menschlichkeit, aber erschrecken immer wieder, wie unmenschlich und grausam sich Menschen verhalten. Die Hoffnung auf eine gewaltfreie und soziale Welt erhalten wir aufrecht. Sodass die Isla Volante einst Realität wird.

experimenta:

Haben Sie vielen Dank dafür, dass Sie sich die Zeit genommen haben, meine Fragen zu beantworten.

Das Interview für **experimenta** führte Jens-Philipp Gründler.



Rittiner & Gomez
Kitsune, 20 x 30 cm

Wir bieten eine Plattform

Autoren und Autorinnen können gerne Beiträge für die kommenden Ausgaben einsenden. Ihre Texte sind uns willkommen! Eingesendet werden können auch Texte, die unabhängig vom jeweiligen Schwerpunktthema sind. Wir veröffentlichen Moderne Lyrik, Haiku, Senryu, aber auch klassische Dichtkunst; Prosatexte als Short Storys, Minidramen usw., pro Autor maximal 5 Seiten.

Außerdem suchen wir: Fachartikel zum kreativen- und literarischen Schreiben; Essays, die sich mit einem Thema in ungewöhnlicher Weise auseinandersetzen; Beiträge und Reportagen über den Schreiballtag eines Autors oder einer Autorin; Erfahrungsberichte bei der Verlagssuche; Beiträge rund um das Thema Musik.

Die **experimenta**-Redaktion sucht auch immer wieder Bildende Künstler(Innen) und Fotograf(Inn)en für die Illustration unserer Ausgaben.
Beiträge per E-Mail senden an: redaktion@experimenta.de

Wir freuen uns auf Ihre Einsendungen!



Rittiner & Gomez
Kitsune, 20 x 30 cm

Stephan König

Bunt und grau

Die Blätter fallen bunt
von müden Bäumen,
und auf den morschen Bänken
sitzen grau die Alten.



**Rittiner &
Gomez**
Kitsune, 20 x
30 cm

INKAS Institut für Kreatives Schreiben

Das 1997 im Netzwerk für alternative Medien- und Kulturarbeit e. V. gegründete INKAS **IN**stitut für **KreA**tives **Sch**reiben ist eine anerkannte Bildungseinrichtung für Kinder, Jugendliche und Erwachsene. Gründer und Studienleiter ist Rüdiger Heins www.ruedigerheins.de.

Ein **Schwerpunkt** des Instituts ist das **viersemestriges Studium** "Creative Writing". Durch gezielte Übungen, kontinuierliches Schreiben und die Beschäftigung mit Literaturgeschichte wird die Kreativität der Studierenden geweckt und in literarische Formen gebracht.

Ab dem dritten Semester können sich die Studierenden mit fachkundiger Unterstützung in Form eines Lektorats an ihr erstes Buchprojekt wagen. Der institutseigene Verlag **edition maya** bietet zudem regelmäßig die Beteiligung an Anthologien. Veröffentlichungen sind auch in der Online-Literaturzeitschrift **experimenta** www.experimenta.de möglich.

Das didaktische Konzept sieht die intensive Vermittlung von Creative Writing vor. Außerdem werden die Grundlagen in den Lehrfächern zeitgenössische Lyrik und Prosa sowie Sachthemen der Literatur in den Wochenendseminaren vermittelt. Diese finden in der Regel einmal im Monat von Freitag- bis Samstagabend statt.

Das Studium steht allen Interessierten unabhängig ihrer Vorbildung offen. Regelmäßig werden öffentliche Lesungen vom Institut angeboten, an denen sich die Studierenden mit eigenen Texten beteiligen können.

Außerdem engagiert sich das INKAS Institut in der Erwachsenen- und Jugendarbeit. Im gesamten deutschsprachigen Raum bietet INKAS mehrtägige Seminare an.



Die **Arbeit mit Kindern und Jugendlichen** ist ein weiterer Schwerpunkt des Instituts. Im Rahmen von "Abenteuer Schreiben" www.abenteuer-schreiben.eu werden junge Menschen altersgerecht mit den Methoden des Creative Writings vertraut gemacht.

Weitere Informationen

Termine für Schreibberatung und Beratung von Autorinnen und Autoren nach Vereinbarung:
info@inkas-id.de oder Telefon: 06721 921060

Publikationen

experimenta - Zeitschrift für zeitgenössische Lyrik und Prosa, online kostenfrei. Erscheint monatlich:
www.experimenta.de

Veranstaltungen und Seminare:

www.inkas-institut.de

Über uns

Die **experimenta** ist eine Plattform für bekannte wie unbekannte Poeten, Romanschreiber, Fotografen, Maler, Musiker, Verlage, Buchvorstellungen und eignet sich auch hervorragend für Kulturevents aller Art.

Die **experimenta** hat zirka 20.000 Leser im Web, die regelmäßig die Beiträge lesen. Man kann sie sich auch als gedrucktes Exemplar bestellen:

abo@experimenta.de

Die **experimenta** erscheint monatlich neu und steht für jede(n) Interessierte(n) online zur Verfügung:

www.experimenta.de

Die **experimenta** ist ein kostenloses Online-Magazin und daher für „kulturelle Werbung“ bestens geeignet. Mit Ihrer Anzeige unterstützen Sie das Redaktionsteam bei der Suche nach guten Beiträgen und erreichen vor allem die Interessenten Ihrer Anliegen. Wir heißen Sie als Anzeigenkunden herzlich willkommen.

Bewerben Sie Ihr Buch in der **experimenta**

Bei uns sind Sie an der richtigen Adresse. Eine aufmerksame Leserschaft wird auf Sie aufmerksam werden. Bereits ab 50 € schalten wir Ihre Anzeige monatlich.

Für weitere Informationen senden Sie eine Mail an: presse@experimenta.de

Stephan König

Park im Winter

Die alte Gartenbank

stöhnt unter schwerem Schnee,

in den zwei Krähenfüsse

freudig Spuren hüpfen.

✕ **Dr. med. Stephan König**, 1945 - 2019, war Kinderarzt und lebte mit seiner Frau Christine in Brig (Kanton Wallis, Schweiz). Veröffentlichungen in Anthologien und Broschüren. Lyrikband "Den Weg gehen", 3. Auflage 2010. 2. Rang beim Rilke Gedichtwettbewerb 2000. Dr. König starb am vergangenen 18. November 2019. Er ruhe in Frieden.



**Rittiner &
Gomez**
Kitsune, 20 x
30 cm

Mario Andreotti,

Eine Kultur schafft sich ab

Verlag FormatOst

140 x 210 mm, brosch., ca. 120 Seiten

28 € / Fr. 28.–

ISBN 978-3-03895-013-4

Mario Andreotti

**EINE
KULTUR
SCHAFFT
SICH
AB**

Beiträge
zu
Bildung
und
Sprache

FormatOst

Mario Andreotti

Über den kulturellen Verlust in Sprache, Schule und Bildung

Der Band vereinigt eine Auswahl von Beiträgen zu den Themen Sprache, Schule und Bildung, die zunächst im St. Galler Tagblatt, danach in den Titeln der CH Media erschienen sind.

Schon der Titel «Eine Kultur schafft sich ab» macht deutlich, dass sich in Sprache, Schule und Bildung spätestens seit den 1990er-Jahren ein kultureller Verlust abzeichnet. Die Sprache, vielen ihrer Benützer heute so gleichgültig wie nur wenig sonst, wird fortwährend beschädigt, ohne dass dies noch besonders auffiele

oder irgendwelche Folgen hätte. Dabei ist sie unser wichtigstes Werkzeug, bildet sie die Grundlage unserer kulturellen Identität. Ähnlich steht es um die gegenwärtige Schulreform, die nicht nur Reform, sondern Umbau unseres ganzen Bildungswesens im Rahmen der Digitalisierung ist: Schule und Hochschule leisten nicht mehr Bildung um des Menschen willen, sondern stehen zunehmend unter dem Diktat der Ökonomie, so dass der Markt vorgibt, welches Wissen relevant sein soll.

Bestellung



Ex.

Mario Andreotti
Eine Kultur schafft sich ab
140 x 210 mm,
ca. 120 Seiten, Fr. 28.–
(inkl. MwSt., zuzügl. Versandkosten)
ISBN: 978-3-03895-013-4

Die Sprache als Grundlage unserer kulturellen Identität wird fortwährend beschädigt, ohne dass dies noch besonders auffiele. Wer die Beiträge in diesem Band gelesen hat, wird Sprache, Schule und Bildung mit anderen Augen sehen und besser verstehen, warum es hier zu erheblichen Defiziten kam und was sich dagegen tun lässt.





GAS/ECR/ICR

Nicht frankieren
Ne pas affranchir
Non affrancare

50639107
000048
DIE POST

Name, Vorname

Strasse

PLZ/Ort

Datum

Unterschrift

E-Mail-Adresse

Bitte senden Sie diese Bestellung an:
Verlagshaus Schwellbrunn, Im Rank 83, 9103 Schwellbrunn
Für telefonische Bestellung: 071 353 77 55
Per E-Mail: verlag@appenzellerverlag.ch
Im Webshop: www.verlagshaus-schwellbrunn.ch

Verlagshaus Schwellbrunn
Im Rank 83
9103 Schwellbrunn

- ✗ **Mario Andreotti**, Prof. Dr., geb. 1947, war Lehrbeauftragter für Sprach- und Literaturwissenschaft an der Universität St. Gallen und lehrt heute Neuere deutsche Literatur an zwei Pädagogischen Hochschulen. Daneben ist er Buchautor, unter anderem Autor des Standardwerks «Die Struktur der modernen Literatur».



Rittiner & Gomez
Kitsune, 20 x 30 cm



Rittiner & Gomez
Kitsune, 20 x 30 cm

Angela Bauer

Keine Angst vor Weihnachten

Halb fünf, das war immer so unsere Zeit, dann räumte Susa das Kaffeegeschirr zusammen. Ich half. Und während sie in der Küche was brutzelte, legte ich Bachs Weihnachtsoratorium auf.

Ja, so etwa lief es bei uns am Heiligen Abend.

Im November war sie noch einmal im Krankenhaus. Sie hatte einen Zettel auf ihrem Nachttisch liegen. Meistens standen Blutwerte drauf, manchmal auch "Strümpfe mitbringen" oder einfach ein "R". Dann wollte man Rücksprache halten mit mir, ihrem Ehemann, und ich klopfte nachmittags bei meiner früheren Famula an, die jetzt als Oberärztin der Onkologie für uns zuständig war. "Noch einmal Bennos fantastische Weihnacht feiern", hatte sich Susa schließlich auf diesen Zettel geschrieben. Noch einmal – und dann?

Als ich ihn wiederfand – ihren Zettel – unter den vielen Papieren, lebte sie schon nicht mehr. Ich schaute ihn ungläubig an. Beinahe wäre er im Papierkorb gelandet, der Zettel, der sie überlebte und mir nun die Nachricht brachte, wie schön auch für sie unsere Weihnacht war. – Zuerst tat ich so, als sei alles beim Alten geblieben. Schließlich hatte ich oft genug auf Susa gewartet, wenn sie im Nachtdienst war: Ich stellte einen Adventskranz auf, zündete aber die Kerzen nicht an. Ich besorgte mir einen Baum, der schon am dritten Advent geschmückt im Wohnzimmer stand und legte am Heiligen Abend auch die CD wieder auf. Es wurde eine stille, tottraurige Nacht.

Warum Weihnachten nicht mal anders feiern, sagte ich mir beim nächsten Mal und zog in ein Schloss – ein evangelisches Kloster inzwischen, in dem Ordensschwestern die Feiertage mit ihren Verwandten verbringen und zahlenden Witwern wie mir, mit Witwen, Alleingeblienen und Geschiedenen. Ich hielt mich grade, kehrte den Heiteren raus, und so, glaube ich, ging es den anderen auch: Blicke, die sich beim Sektumtrunk noch gemustert hatten, wurden bald matt. Wir hörten gegenseitig unsre Geschichten an, und darüber kam der Stephanitag. Man reiste ab. Ich blieb noch eine weitere Nacht bis zu Susas Todestag. Als ich in der Früh aber zur Kapelle kam, stand ich vor einer verschlossenen Tür: Einkehrtag für die Schwestern! Na klar, Weihnachten hatten sie abgehakt.

Im Jahr darauf habe ich es mit Exerzitien probiert – nicht um mich im Schweigen zu üben, nein, damit verbrachte ich ohnehin meine Zeit. Umso verlockender schien mir das Angebot eines täglichen Gesprächs mit einem Betreuer zu sein; außerdem fing der Kurs an Susas Todestag an, so dass die Weihnachtstage mit Packen vergingen.

Man hatte mich einem Priester zugeteilt. Er zündete immer erst eine Kerze an, sprach ein Gebet, gab ein Bibelwort vor, und dann ging es auch schon um Gott und die Welt. Für mich lief es gut. Er allerdings fand: So erschöpft, wie ich vorgab, könne ich gar nicht sein. Er bohrte in dieser Sache auch alle paar Tage mal wieder nach. Ja, verstand er denn nicht? Die Brocken, die wir zu schlucken hatten – Lisa und ich? Was wir einsehen, aushalten, durchhalten mussten – ihr Leiden, und wie ich sie schließlich in meinen Armen hielt? Ihr Sterben? Ihr Tod? Er hatte ja immer nur Gott geliebt.

Schluss! Aus! – sagte ich mir, die nächste Weihnacht findet nicht statt, schaltete auch sofort das Radio ab, sobald das Programm danach war, vermied die festlich glitzernden Straßen der Münchner Innenstadt, schlug einen Bogen um jeden Weihnachtsmarkt –, floh ins “Einstein“ auf dem St. Jakobs Platz, wo alles koscher und garantiert nicht weihnachtlich war. Dort habe ich so manchen trüben Nachmittag hinter Panzerglas bei Carmel-Wein und Schnitzel verbracht.

Zu meinem Priester hatte ich noch Kontakt. Er würde nach München kommen, schrieb er, um die Christmette für einen erkrankten Kollegen zu feiern. Also lud ich ihn für den dreißigsten – Treffpunkt Odeonsplatz – zu einem Kaffee ein. Er sagte zu. Wie wunderbar! Unser Treffen würde mein Weihnachten sein. – Vor lauter Festtagsfreude hatte ich aber den Rest des Tages nicht mehr auf mein Handy geschaut. Es würde ihm doch zu viel, las ich deshalb erst am anderen Morgen. Die Gesundheit! Ich hätte sicher Verständnis dafür. – Seine Absage schlug wie eine Bombe ein. Hätte er doch nie zugesagt!

Ich nahm Reißaus, spielte Tourist in der eigenen Stadt, mietete mir ein Zimmer am Sendlinger Tor und begann den Heiligen Abend mit einem Frühstück im “Rischart am Marienplatz“. Zwar ging es dort zu wie im Taubenschlag – Familienfrühstück, Damenrunden, Frühstück zu zweit – aber neben der Schwingtür zur Küche war noch was frei. Dort quetschte ich mich samt Steppjacke zwischen Tischchen und Bank, bekam irgendwann meinen Topfenstrudel und verschwand ziemlich bald. Noch war es leer auf dem Weihnachtsmarkt. Aber vor dem Apple-Shop standen sie Schlange. Erste Gourmets bummelten – zwei Tüten links, drei rechts – die Sendlinger Straße entlang: „Nur abholen, Schatzl, ‘s ist alles bestellt!“ – Ich selbst stand bald darauf in der “Nordsee“ an, vor mir ein Russe mit einem Champagnerglas, der unentwegt in sein Handy quasselte.

„Jingle Bells“, tönte es vom Hofgarten her, und dem Akkordeonspieler am Monopteros fiel auch nichts anderes ein: Jingle Bells auf Straßen und Plätzen. Schließlich flogen sie mir zur Blauen Stunde ins Foyer meines Hotels voraus, wo sich Leute an kleinen Tischen bei Drinks und Bier niederließen. Mit runden Rücken

und hängenden Köpfen, jeder über sein Handy gebeugt, buchstabierten sie Weihnachtsbotschaften in die Welt.

Schlafen? Oder doch noch mal raus? Ich war immerhin schon elf Kilometer gelaufen. Auf der Bettkante sitzend, verspeiste ich meinen Shrimp Cocktail, dazu Brot, Käse und Wein, zappte mich durch verschiedene Weihnachtsmessen, nickte wohl auch mal ein, bis mich die Neugier noch mal auf die Straße trieb. Ich wollte einfach hören, was ein Priester am Heiligen Abend zu sagen hatte, der meine Verlassenheit so gar nicht verstand.

Pauken. Trompeten. Ich zuckte zusammen: Das Weihnachtsoratorium – unsre Musik. Aber ich ertrug sie nicht mehr. Wäre am liebsten auch gleich wieder gegangen, doch ich saß mittendrin. Halt durch, sagte ich mir, morgen Mittag ist der Zauber vorbei, denn für den Nachmittag hatte ich mich wieder bei Rolf, dem armen Teufel, im Pflegeheim angesagt.

Von der Treppe aus sah ich schon, dass seine Tür offenstand. „Für dich“, presste er mühsam und zwischen viel schaumiger Spucke heraus. – Ich zog mir einen Stuhl an sein Bett und versuchte zu verstehen, wie es ihm gerade ging. Wenn er die Augen schloss, wusste ich, dass er müde war. Dann lehnte auch ich mich zurück und schwieg. – Heute aber schien er mir wach genug für einen Bericht vom Heiligen Abend zu sein. Natürlich besserte ich mit ein paar Späßchen nach: Dass ich meinen Priester nur an der Stimme erkannte, weil er in seinem üppigen Goldgewand eher wie's Nürnberger Christkindl aussah. Oder dass mich mitten in der Messe plötzlich der Ellbogen meines Nachbarn traf: Ob ich vielleicht mal aufhören könnte zu schmatzen? Das gehöre sich nicht –, worauf ich meinen Kaugummi in die Backe schob und um Entschuldigung bat. – Mit solchen Frotzeleien hätte ich Rolf vor ein paar Wochen noch ein Lächeln entlockt, aber jetzt gehorchten ihm schon seine Muskeln nicht mehr.

Ich kam auf das geplante Kaffeetrinken zu sprechen, meckerte an meinem Priester herum, bis ich – Verdammt, was musste Rolf von mir denken? Sollte er, der sein schwindendes Leben so tapfer ertrug, mit ansehen, wie ich hier mit den Tränen kämpfte? Was für ein Rindvieh ich im Grunde doch sei, fiel ich gleich mal über mich her; nur ein kompletter Idiot würde schließlich auf einen Menschen setzen, von dem er wusste, dass er ihn nicht verstand.

Doch ich erzählte zu viel. Rolf hielt längst seine Augen geschlossen. Ich schwieg. Ruhe herrschte im Zimmer und auf dem Gang. Nichts war zu hören – wie schon gestern, am Heiligen Abend, als ich nach dem Essen noch mal vor dem Hoteleingang stand. „Stille Nacht“, hatte es da auf einmal in meinem Kopf gepfiffen: „Stille Nacht, keiner wacht – “ Nur Schaufensterpuppen blickten mich an. Eine Welt wie im Bann. Sogar das Matratzenlager an der Hackenstraße fand ich verlassen. Doch halt, vorne in der Kaufinger Straße bewegte sich was: Familien,

Muslime, die ihren Abendspaziergang machten. Sie trafen sich mit Kindern und Kinderwagen vor den Cafés, in denen sie auch tagsüber gerne saßen. – Ob sie über die Bilder sprachen, die jetzt fast täglich aus ihrer Heimat kamen – Vernichtungsbilder, mit denen auch der Priester gestern seine Predigt begann: Zerbombte Städte, erschöpfte Menschen, die nicht mehr wissen, wohin? Hier, an Rolfs Bett, bauten sie sich wieder auf, diese Bilder, standen riesengroß und ganz nah. Und ich – verloren, verlassen – stand mittendrin: Einer, der vor lauter Trümmern seinen Weg nicht mehr fand.

„Du fürchtest dich noch“, meldete sich Rolf aber nun in unsre Stille hinein.

Kürzer, treffender hätte er meine Not nicht beschreiben können.

„Nicht fürchten –“, murmelte ich, „nicht fürchten, meinst du?“, und lachte plötzlich laut auf: „Auch vor Weihnachten nicht?“

✖ **Angela Bauer**, 1949 in Berlin geboren und vor mehr als vierzig Jahren in Münchens Umgebung heimisch geworden: Medizin oder Literatur, fragte sie sich, zum Ende der Schulzeit, und entschied sich zunächst für den ärztlichen Alltag. Nach vielen Berufsjahren fing sie aber doch mit dem Schreiben an. Thematisch greift sie gern eigene Fragen auf, hat aber auch ihre Zeitgenossen im Blick, wenn sie – wie in der Erzählung HERRMANN ODER FERDINAND – der Hingabe eines jungen Menschen an eine Ideologie nachgeht oder – wie im Essay "VON HALLOWEEN UND HEILIGEN" – Antworten auf Ablehnung und Vorbehalte sucht, wie sie sich in Leserbriefen der oberbayrischen Presse zum Thema "Halloween" finden.

Der Traum vom Buch kann in Erfüllung gehen!

Wir helfen Ihnen dabei.

Sie haben schon immer davon geträumt, ein eigenes Buch zu veröffentlichen?
Wir können Ihnen dabei behilflich sein. Ihre Bewerbung mit einer Textprobe von
20 Seiten an: **presse@experimenta.de**

Bewerbungsunterlagen mit Adresse, Telefonnummer und Emailadresse versehen.
Wir melden uns innerhalb von 10 Tagen bei Ihnen, ob Ihr Projekt veröffentlicht
werden kann.



Mutter + Tante

Die Geschichte einer Vergiftung

Ein Theaterstück von Antje Hampe und Rüdiger Heins



Zwei alleinstehende Frauen, Mutter und Tante, leben mit dem Sohn „Mutters“ in einem gemeinsamen Haus. Mutter und Tante leben in einem ständigen Konflikt, der sich immer um den sechsjährigen Jungen „Kind“ dreht. Mutter sieht Kind als ihr Eigentum an, über das sie in jeder Lebenslage bestimmen kann. „Tante“ verliebt sich in Kind und missbraucht ihn für ihre sexuellen Fantasien.

Die Autor(inn)en Antje Hampe und Rüdiger Heins machen sich mit der dramatischen Fassung des Geschehenen auf eine Spurensuche in ein Labyrinth des Unfassbaren.

Antje Hampe, Essayistin, Lyrikerin. Sie arbeitet als Psychotherapeutin (HP).

Rüdiger Heins ist Autor und Regisseur. Er wandelt zwischen Dokumentarthemen (Obdachlose, Straßenkinder in Deutschland, Menschenrechtsverletzungen in China) und Belletristik wie Romanen, Gedichtbänden, mit zeitgenössischer Lyrik und Theaterstücken.

Mutter + Tante

Die Geschichte einer Vergiftung

Antje Hampe, Rüdiger Heins

edition maya

ISBN: 978-3-930758-53-1

9,80 €

Fernand Muller-Hornick

LAMETTAZAUBER

Wie ich Weihnachten hasse! Seit ich dreizehn Jahre war, verabscheue ich den Geruch von Plätzchen und gebratenen Äpfeln, diese Heuchelei von Dankbarkeit für unbrauchbare, unerwünschte Geschenke. Für Mutter war Weihnachten immer das Fest der Feste, das Nonplusultra, weder Ostern noch ein Geburtstag konnten mit diesem glückseligen Fest konkurrieren. Bereits Anfang November begannen die Vorbereitungen. Zuerst wurde der Speicher entrümpelt und gefegt, anschließend das Schlafzimmer, das Wohnzimmer, die Küche. Der Keller machte den krönenden Abschluss. Das Christkind mag es nämlich nicht, wenn es über etwas stolpert und sich ein Bein bricht. Drei Tage vor Weihnachten wurden die Gardinen gewaschen und in Evidur getunkt, wegen dem aparten Geruch.

Als ich fünf Jahre alt war, hatte ich mich vor der Bescherung auf die Lauer gelegt um zu schauen, ob das Christkind tatsächlich in die Schränke schaut, bevor es die Geschenke unter den Weihnachtsbaum legt. Außer meinem Vater kam niemand in die Stube. Er riss alle Schranktüren auf und suchte nach einer Schnapsflasche. Mutter hatte nämlich die Gewohnheit, sämtliche Flaschen, die auch nur im Entferntesten nach Branntwein aussehen könnten, vor meinem Vater zu verstecken. Das war natürlich völliger Blödsinn. Vater hatte den zweiten Blick. Diesmal hatte Mutter die Flasche hinter zwei dicken Kochbüchern versteckt. Vater leerte die halbe Flasche in einem Zug, rülpste zufrieden, stellte die Flasche an ihren Platz zurück und verschwand grölend. „Ihr Kinderlein kommet...“

Zwei Tage vor dem Fest aller Feste wurden Plätzchen gebacken. Dabei aß niemand welche. Aber für Mutter war Weihnachten ohne Plätzchen wie für Vater ein Tag ohne Schnaps. Die Plätzchen wurde Mutter trotzdem immer wieder los. Jahr für Jahr wurden die Familienmitglieder damit beglückt, ob sie wollten oder nicht. Meistens wollten sie nicht.

Zu den Mitgliedern unserer Familie gehörten Tante Helga und Onkel Bert, das waren die Schwester meiner Mutter und ihr Mann. Und Tante Olga und Onkel Franz, der Bruder meines Vaters mit seiner Frau. Und dann noch Tante Irmgard, die war bereits seit über zwanzig Jahren Witwe und trauerte ihrem Herbert immer noch nach, jedenfalls wenn sie eine ganze Flasche von Mutters Eierlikör geleert hatte. Und dann waren noch mein Vetter Mathias, der Sohn von Tante Helga und Onkel Bert, und Sieglinde, die Tochter von Tante Olga und Onkel Franz.

Sieglinde konnte ich überhaupt nicht leiden, weil sie immer wie eine Modepuppe gekleidet war. Mama meinte immer, ich möge mir ein Beispiel nehmen und auch solche schönen Kleider anziehen wie Sieglinde, anstatt immer nur in gewaschenen und zerfransten Hosen herumzulaufen.

Es gibt nichts Schlimmeres als Weihnachten. Manchmal hätte ich die ganze Familie am liebsten vergiftet. Angefangen bei meinen Eltern und endend bei Onkel Bert. War er endlich eingetroffen, meistens um zwei Stunden zu spät, wenn der Schweinebraten längst verbrannt und ausgetrocknet war, hockte er die ganze Zeit auf dem Sofa und bewunderte pausenlos das schöne Bäumchen, wie er sich auszudrücken pflegte. Vor allem die Lichtchen hatten es ihm angetan. War der Rest der Familie endlich abgehauen und lag in ihren warmen Betten, hockte der liebe Onkel Bert immer noch auf dem Sofa und konnte sich nicht satt sehen an den schönen Kügelchen und Lichtchen. Mutter konnte so viel gähnen wie sie wollte, Vater schnarchte sowieso längst stockbesoffen, Onkel Kurt war auf dem Sofa angewachsen. Mitternacht längst vorbei, erhob er sich langsam.

„Wie ist es, Muttchen, fahren wir?“

Dann schaute Tante immer verwundert auf die Uhr und meinte: „Mein Gott, schon so spät? Ich glaube, es wird langsam Zeit, dass wir uns auf den Weg machen“.

Denkste! Onkel Bert nahm das „langsam“ ernst. Er blieb sitzen, griff nach seinem Weinglas und nahm einen kleinen Schluck. Wein darf man nicht einfach so runterschlucken. Wein muss man genießen. Mein Vater hätte die Flasche in einem Zug geleert.

So gegen drei Uhr in der Nacht, oder vielleicht besser, in der Früh, saßen sie endlich im Auto und weckten mit ihrem Abschiedshupkonzert die ganze Nachbarschaft nebst Hunden auf. Anschließend versuchte Mutter, Vater ins Bett zu bekommen, der wankte „Ihr Kinderlein kommet...“ grölend ins Schlafzimmer, polterte noch eine gewisse Zeit herum, dann herrschte endlich Ruhe.

Mutter findet Weihnachten immer schön.

Die Plätzchen, die zu viel waren, weil niemand sie wollte, wurden anderntags verteilt. An Frau Weber, unsere Nachbarin, die war schon über siebzig Jahre alt und durfte eigentlich keine Süßigkeiten essen, wegen ihres Diabetes. Aber die Plätzchen aß sie trotzdem. Bloß, dass sie anschließend für ein, oder sogar zwei Wochen ins Krankenhaus musste. Frau Kleinschmidt erhielt auch immer eine Tüte, obwohl sie selbst eine leidenschaftliche Plätzchenbäckerin war. Eine Tüte behielt Mutter immer für sich, zur Erinnerung an das schöne Fest.

Gott sei Dank lebten wir auf dem Land. So war es kein Problem, an Rattengift zu kommen. Der Mann von Frau Weber hatte vor einigen Jahren welches gekauft, weil die Biester bei ihm durch den Kanal und die Abflussrohre bis ins Badezimmer kamen. Vater hatte ihm damals geholfen, die Viecher zu vergiften und bekam dafür eine Flasche Wodka. Er war zwar drei Tage lang sturzbesoffen, aber die Ratten waren alle hinüber. Ich wusste, dass Frau Weber noch mindestens eine halbe Packung von diesen Körnern im Schuppen aufbewahrte. Sie hatte meinen Vater nämlich gebeten, das Zeug wegzuschaffen, bevor etwas passiere, aber ohne Schnaps war mein Vater nicht daran interessiert.

Mein erstes Versuchsobjekt war der Hund von Herrn Krüger. Bekanntlich haben Hunde die Angewohnheit, alles gierig hinunterzuschlucken, was der brave Hund von Herrn Krüger auch tat. Am anderen Morgen lag er mit aufgerissenem Maul und nach innen verdrehten Augen im Hof.

Wie viel Gift braucht ein Mensch? Wahrscheinlich kommt es auf das Körpergewicht an. Demnach versuchte ich es noch einmal, und zwar mit dem Schwein von Herrn Schöffling, das war der Großbauer im Dorf. Er hatte mindestens hundert Schweine, da dürfte es auf eines weniger kaum ankommen.

Das Schwein schleckerte die Milch gierig auf. Kaum fünf Minuten später legte es sich auf die rechte Seite, zuckte ein paarmal mit den Beinen und verschied. Wenn ich die Dosis um das Doppelte erhöhe, dürfte es für Mutter und den Rest der Scheißfamilie reichen. Meinem Vater habe ich übrigens eine Extraportion in die Schnapsflasche gefüllt.

Das Rattengift unter den Teig zu mischen war überhaupt kein Problem. Mutter war derart beschäftigt, dass sie alles um sich herum vergaß. Meine Bedenken, die Plätzchen könnten vielleicht anders schmecken als gewohnt, erübrigten sich. Mutter fand ihre Plätzchen wie immer fantastisch, wenn auch ein wenig zu süß.

Frau Weber fand sie auch unübertrefflich, bloß, dass sie zwei Tage nach dem Verzehr der Plätzchen starb. Der Arzt verweigerte die Ausstellung des Totenscheins. Bei der Obduktion fand man heraus, dass sie vergiftete Plätzchen gegessen hatte, worauf die Polizei eine Untersuchung einleitete. Hätte Mutter nicht im ganzen Dorf erzählt, diesmal seien ihr die Plätzchen ein wenig zu süß geraten, wäre die Polizei nie zu uns gekommen. Genau am Tag der Bescherung klingelte die Polizei an der Tür. Vater öffnete, die Schnapsflasche in der Hand, „Ihr Kinderlein kommet...“ grölend. Das war das Letzte, was er sagen konnte. Mit einem kurzen „Ähh“ fiel er den Polizisten

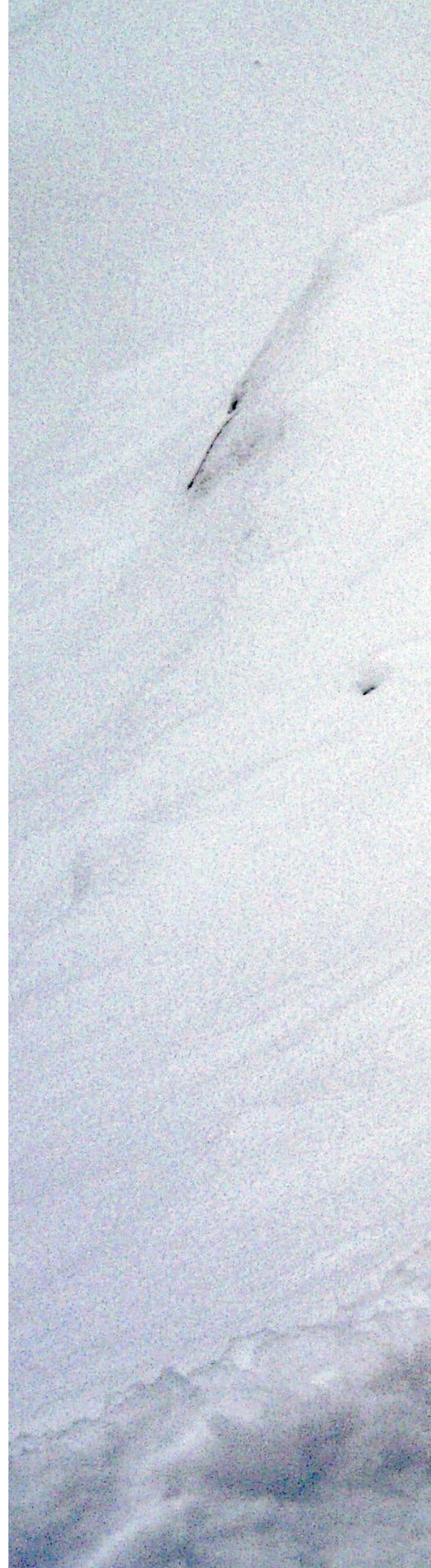
genau vor die Füße, zuckte einmal kurz mit den Beinen und entschwebte ins Himmelreich.

„Endlich ist der Saufbold verreckt“, sagte Mutter erleichtert.

Die Polizei verhörte Mutter über zwei Stunden lang, dann gestand sie alles. Wieso sie etwas zugab, was sie nicht getan hatte, ist mir bis heute unbegreiflich. Nach zwei Jahren Knast hat sie sich in der Zelle aufgehängt. Ich nehme an, weil sie Weihnachten nicht mehr richtig feiern konnte.

Heute stehe ich selbst in der Küche und backe Plätzchen. In zwei Tagen kommen nämlich mein Vetter Mathias und meine Kusine Sieglinde mit ihren ganzen Sippschaften, und Onkel Bert, der inzwischen Witwer ist, und Tante Olga, ebenfalls Witwe, und die freuen sich wahnsinnig über meine Plätzchen. Weihnachten hasse ich nach wie vor. Aber mein Mann möchte richtig feiern, mit allem Drumherum, wegen der Kinder, sagt er. Dabei ist er es, der auf dem ganzen Kitsch besteht. Bereits einen Monat vorher gerät er in eine kaum auszuhaltende Euphorie. Allein schon wegen diesem herrlichen, Feierlichkeit ausströmenden Duft, wie mein Mann sagt. Im Baumarkt habe ich mir eine Packung Rattengift besorgt. Es war ganz einfach.

✖ **Fernand Muller-Hornick**, geboren 1947 in Luxemburg. Zahlreiche Veröffentlichungen in deutschen und österreichischen Zeitschriften und Anthologien. Roman: «Knecht oder die Liebe zu den Sternen» (Zürich 1985). Kinderbuch: «Sag nicht immer Mama zu meiner Mama» (Luxemburg 1990).



experimenta



✱ Franziska Range
Wasserhahn



INKAS

...wo Schreiben

Spaß macht!

www.inkas-institut.de

www.v-college.de
Informieren Sie sich auf
unserer Homepage.



Einzel-Nachhilfe
im Internet

Printausgaben und E-Books von:
Emmanuel Bove
Jim Grimsley
Andreas von Klewitz
Fernando Molica
Zé do Rock

EDITION **diá**

www.editiondiá.de

Handbuch für Autorinnen und Autoren

DIE Investition in Ihre Zukunft!

Informationen und Adressen aus dem deutschen
Literaturbetrieb und der Medienbranche.



Handbuch
für Autorinnen
und Autoren
18. Auflage

- 8. komplett überarbeitete Auflage 2015
- 704 Seiten, 54,90 EUR
- www.handbuch-fuer-autoren.de

• uschtrin •

rowohlt

Utopisch phantastische Literatur
Erotische Geschichten **Kriminalfälle**
www.sfbasar.de **Buchbesprechungen**
Wettbewerbe **Buchpreisrätsel**
Literatur **Leseproben**
Bekannte Autoren **Neue Ideen**
Unentdeckte Talente **Originelle Texte**
und vieles mehr...




SFBASAR.DE
DER LITERATURBLOG



Kultur iV
passiert hier!

Schauspiel
 Lesungen
 Gitarrenkonzerte
 Klezmer
 Experimentelle Musik
 Chansons & Texte
 Performance
 TanzTheater
 Freie Szene Saar

theater
 im Viertel
 Saarbrücken Landwehrplatz 2

Programminfo: www.dastiv.de

experimenta Facebook-Seite auch als App

Die experimenta Facebook-Seite gibt es jetzt auch als App für Android und Apple iOS unter folgendem Link abrufbar: <http://experimenta.chayns.net>

So bleibt Ihr immer auf dem Laufenden.

Impressum

experimenta

Online- und Radio-Magazin für Literatur, Kunst und Gesellschaft

www.experimenta.de

Herausgegeben vom INKAS – INstitut für KreAtives Schreiben im Netzwerk für alternative Medien- und Kulturarbeit e.V., Dr.-Sieglitz-Straße 49, 55411 Bingen

Herausgeber:

Prof. Dr. Mario Andreotti und Rüdiger Heins

Redaktion:

Kevin Coordes (Prosa, Social Media und Werbung)
Philip J. Dingeldey (Prosa),
Jens-Philipp Gründler (Kunst und Kultur, Prosa und Sound Voices),
Rüdiger Heins,
Franziska Range (Bildredaktion),
Dr. Annette Rümmele (Prosa und Kunst),
Elisabeth Schmidt (Schlusskorrektur),
Charles Stünzi (Lyrik und Prosa),
Barbara Wollstein (Filmkolumne),

Korrespondenten:

Prof. Dr. Mario Andreotti (St. Gallen, CH),
Christian Sünderwald (Chemnitz),
Isobel Markus (Berlin),
Xu Pei (Köln)

Layout und Gestaltung: Wolf Dobenecker

Webmaster: Christoph Spanier

Künstlerische Beratung: Rüdiger Heins

Redaktionsanschrift:

experimenta
Dr.-Sieglitz-Straße 49
55411 Bingen

Einsendungen erwünscht!

Literarische Beiträge bitte mit Bild und Kurzvita an:
redaktion@experimenta.de

Für eingesandte Beiträge übernehmen wir keine Haftung. Die Rechte der namentlich gekennzeichneten Beiträge liegen bei den Autor(inn)en. Alle sonstigen Rechte beim INKAS INstitut für KreAtives Schreiben mit Sitz in Bad Kreuznach und beim Netzwerk für alternative Medien- und Kulturarbeit e. V.

Für die Inhalte und die künstlerische Aussage der Texte, Fotografien und Illustrationen sind die Urheber selbst verantwortlich. Sollte gegen geltendes Urheberrecht verstoßen worden sein, bitten wir um sofortige Benachrichtigung.
© ID Netzwerk für alternative Medien- und Kulturarbeit e.V.

Auflage: 22.000

ISSN: 1865-5661

URN: urn:nbn:de:0131-eXperimenta-2019-129

Bilder: Privatbilder wurden von den Autor(inn)en selbst zur Verfügung gestellt.

Titelbild: Franziska Range, Paris





✱ Franziska Range
Paris

experimenta

Online- und Radio-Magazin für Literatur und Kunst

INKAS – Institut für KreAtives Schreiben

www.inkas-institut.de